

Was läge näher, als an diesem Abend über Frank Schirmmacher zu sprechen, über das unerhörte Tempo, das er an den Tag legte, über seine Weigerung, die eigenen Reserven zu schonen, und über das, was man seine Flucht nach vorne nennen könnte. „Er hat sein Sach“ auf nichts gestellt. / Drum war's nicht wohl ihm auf der Welt. / Wie er sich hatt' hervorgetan. / Da sahen die Leute scheel ihn an, / Hatte keinem recht getan.“ Ein paar Verszeilen zwischen Goethe und Max Stirner können beim Unisono der Unersetzlichkeit nicht schaden, das die Nachrufe auf ihn angestimmt haben.

Wahrscheinlich hätte Schirmmacher als Namenspatron nichts dagegen gehabt, vom Zeremoniell einer Preisverleihung abzuweichen. Begrüßung, Laudatio, Urkunde, Dank, Musik und Blumen – für das Nächstliegende hat Frank sich nie interessiert. Die Krise seines Mediums hat ihn beunruhigt, weil er dachte, eine wichtige Zeitung sei dazu berufen, alle Überlebensfragen der Politik, der Demographie, der Technik und der Biologie zu verhandeln. Mit dem drohenden Untergang dieser Art von Journalismus wollte er sich nicht abfinden. Um seinen Ansprüchen, so gut ich kann, gerecht zu werden, möchte ich einen Probelauf auf unsicherem Terrain riskieren. Das Phänomen, das mich wie manche andern umtreibt, ist der Schwarm.

Wie hat es ein so hilfloser Zweifüßler geschafft, sich die Erde für eine Zeitlang untertan zu machen? Er war, wie viele andere Lebewesen, seit seinem Auftreten ein Nomade. Der Homo sapiens, eine ziemlich gewagte Bezeichnung für unsere Spezies, war immer unterwegs. Von einem Kontinent zum andern wanderte er ein und aus. Tausende von Jahren unternahm er seine Züge nur in kleinen Clans, Sippschaften und Banden. Erst in den letzten zweihundert Jahren hat er sich exponentiell vermehrt. Seitdem ist seine Mobilität ins Unermessliche gewachsen. Was die meisten Zeitgenossen Globalisierung nennen – oder Beschleunigung oder Wirtschaftswachstum oder Kapitallogik –, was man neuerdings mit dem Begriff Anthropozän zu fassen sucht, dafür ließe sich auch ein einsilbiges Wort finden und sagen, dass mit dem Schwarm die Menschheit in eine neue Phase eingetreten ist.

Mit einer solchen Behauptung begibt man sich auf ein ideologisches Minenfeld. Denn jeder Vergleich der eigenen Spezies mit anderen Arten ist heikel. Dennoch möchte ich eine Weile bei den anderen Tierarten verweilen. Insekten, Vögel, Fische und Säugetiere, die sinkenden Temperaturen und mangelndem Futter ausweichen wollen, machen sich alle Jahre wieder auf den Weg. Allerhand Schmetterlinge ziehen von Mexiko nach Kanada und von Schweden nach Afrika. Die Küstenseeschwalbe unternimmt regelmäßig eine Reise von der Arktis bis zum Südpol und zurück. Es gibt millimeterkleine Insekten, die bis zu 1500 Kilometer weit wandern.

Ganz anders verhält es sich mit den Massenwanderungen der Heuschrecken, die nicht periodisch verlaufen. Die Entomologen haben bewiesen, dass ihr Leben auf zweierlei Art abläuft: in der Einzel- oder Solitaria- und in der Gregaria- oder Schwarmphase. Wenn sich eine Generation derart vermehrt, dass eine kritische Populationsdichte erreicht ist, wird es auf ihrem Territorium zu eng, und die Insekten beginnen zu wandern. Die Schwärme werden immer größer und können Strecken von mehreren tausend Kilometern zurücklegen. Ausschlaggebend sind die klimatischen Bedingungen und extrem verschiedene lokale Ressourcen.

Die Soziobiologen sagen sogar, dass es sich um eine Art von kollektivem Nervensystem handelt. Außerdem herrscht in den Insektenstaaten eine Arbeitsteilung, die an die Bildung von Kästen erinnert. Die meisten Entomologen lassen in diesem Punkt lieber Vorsicht walten. Andere aber fühlen sich zu gewagten Vergleichen mit menschlichen Klassengesellschaften berufen. Alle sind sich darüber einig, dass Ameisen, Termiten und Bienen genetisch fixierten Programmen unterliegen, denen sie ihr Überleben verdanken. Wer mit einem Stock einen Ameisenhaufen angreift, wird feststellen, dass sich viele Dutzende von Bewohnern sofort an die Reparaturarbeit machen, ohne dass dafür ein Befehl nötig wäre. Offensichtlich sind dem Menschen solche Mechanismen der Selbst-

steuerung nicht gegeben. Um uns als Gattung zu behaupten, sind wir somit auf schwache Garantien wie die Vernunft, das Gewissen und die Erziehung angewiesen. Wir benötigen Brauchtümer wie Gesetze, Moralvorstellungen und Religionen, mit einem Wort das, was wir im Singular oder im Plural für Kultur halten. Es leuchtet also unmittelbar ein, dass unsere Schwarmphasen anders aussehen und verlaufen als die der Insekten. Ihr Wechsel gehorcht nicht der Natur. Die wichtigsten Abstoßungskräfte sind leicht zu benennen: ökonomische Not und politische Gewalt. Auch die wichtigsten Attraktoren sind bekannt: Sicherheit, Wasser, Subsistenz, ein Dach über dem Kopf, medizinische Versor-

gung. Solche Vielflieger mögen einer Minderheit angehören. Anders verhält es sich mit der wuchernden Zahl von Kongress-, Messe-, Tagungs- und Konferenzteilnehmern. Nicht nur Politiker, Forscher und Ärzte, jeder beliebige Verband veranstaltet irgendwo auf der Welt seinen eigenen Gipfel. Alle möglichen Spezialisten schwärmen überallhin aus, Ichthyologen ebenso wie Schuhfabrikanten, Kunsthandwerker und Linguisten. Sogar die Klimaforscher entfalten eine rege Reisetätigkeit. Und was ist mit den mittellosen Lyrikern, die nicht wissen, wie sie ihre Miete bezahlen sollen? Auch sie lassen sich nicht lumpen; sie treffen sich auf Hunderten von Festivals, von Mexiko bis Neuseeland.

kann keinem Passanten entgehen. Schwer abzuweisen ist der Eindruck, dass die Schwarmpopulation an Bulimie leidet.

Wer von der Schwarmphase spricht, darf vom Internet nicht schweigen. Am Internet nehmen etwa drei Milliarden Nutzer teil, das sind mehr als vierzig Prozent der Bevölkerung des Planeten. Bemerkenswert ist, dass auch entlegene Dörfer, arme Slumbewohner und Flüchtlinge in der Regel über Mobiltelefone verfügen. Ohne solche Geräte auszukommen ist eine Option, die Flüchtlingen nicht offensteht. Sie sind kein ordinäres Konsumgut, sondern überlebenswichtig wie Trinkwasser oder ein Dach über dem Kopf, weil sie die Kohäsion des Schwarms sichern. Ansonsten fällt

lich sind ganz andere Formen der Schwarmabwehr, bei denen es um Leben und Tod geht. Elisabeth Vallet, eine Beobachterin aus Montreal, hat anno 2014 eine Untersuchung über Borders, Fences and Walls veröffentlicht. Sie konnte beweisen, dass die Zahl der Mauern seit dem berühmten Fall des Berliner Bauwerks nicht etwa ab-, sondern überall zugenommen hat. Die Konjunktur der Verbarrikadierung wurde durch das Ende des Kalten Krieges nicht gedämpft, sondern stimuliert. Zwischen 1989 und 2014 sind mindestens 6000 Kilometer Neubauten dieser Art entstanden, in den Vereinigten Staaten an der mexikanischen Grenze, aber auch in Israel, Indien und Spanien. Saudi-Arabien plant angeblich einen Wall von tausend Kilometern, um sich vom Jemen zu isolieren, Tunesien eine Befestigung gegen das libysche Chaos; Estland wünscht seine Ostgrenze mit einem langen Zaun zu sichern; Thailand möchte radikale malaysische Muslime aussperren; Indien hat vor, zur Verteidigung gegen Pakistan eine Linie von bis zu 2900 Kilometern zu befestigen.

Auch die europäischen Regierungen versuchen angesichts der rasant zunehmenden Völkerwanderung mit allen möglichen Tricks, den Andrang zu mindern, durch Entmutigung, Vorschriften, Kontrollen und Abschiebungen. Die Slowaken fürchten die Flucht vor dem ukrainischen Chaos; die Tschechen sperren sich gegen den Zustrom von Einwanderern aus dem Balkan. Mehr oder weniger zaghaft wird auf unserer Halbinsel allenthalben gebaut. Ungarn hat einen Sperrzaun an der serbischen Grenze errichtet und möchte sich am liebsten ganz isolieren. Die Briten bereuen, dass sie sich zu einem Tunnel unter dem Ärmelkanal überreden ließen. Überall trachten einwanderungsfeindliche Parteien danach, Europa in eine Festung zu verwandeln.

Gottfried Samuel Fraenkel, ein berühmter und vergessener, in München geborener Entomologe, hat sich 1932, kurz vor seiner Vertreibung, wie folgt über die Wanderungen der Heuschrecken geäußert: „Eine Massenwanderung auf engem Raum führt zur Entstehung der Schwarmphase. Ein einmal begonnener Prozess der Schwarmbildung enthält in sich die Tendenz, sich in dieser Richtung weiterzuentwickeln. Denn aufeinander treffende Schwärme vereinigen sich. Die Ausbildung der Schwarmphase sowie größerer Wanderschwärme kann sich über mehrere Generationen hinziehen. In der temporären Region kann sich die Art jedoch nicht auf die Dauer halten. Sie verschwindet stets im Laufe einer oder mehrerer Generationen.“

„Der rückläufige Prozess vollzieht sich so“ – und es ist wiederum Fraenkel, der zu diesem Schluss kommt –, „dass infolge geringerer Nachkommenschaft bei ungünstigen klimatischen Bedingungen sowie durch die Entwicklung von Parasiten die Zahl der Tiere sich verringert. Dieser Prozess kann schließlich zu einem vollständigen Verschwinden der Art führen.“

Solche Beobachtungen können bei manchen Menschen irrationale Ängste auslösen, gerade weil sie sich vernünftig anhören. Einleuchtend ist das nicht. Gottfried Fraenkel war kein Wahrsager. Für soziologische und historische Fragen wollte er durchaus nicht zuständig sein. Auffällig ist jedoch das Datum, zu dem er seine Untersuchung veröffentlicht hat. Könnte es sein, dass seine Einschätzung von 1932 mehr, als ihm bewusst war, mit der großen Wirtschaftskrise von 1929 und dem unauffälligen Aufstieg Hitlers zusammenhing?

Bei aller Hochschätzung für den großen Entomologen möchte ich ihm, was die Implikationen für das Menschengeschlecht betrifft, widersprechen. Zum einen hinkt jeder Vergleich zwischen uns und den 14 000 bekannten Heuschreckenarten. Wir sind einander ausgesprochen unähnlich. Zum andern ist unsere Fähigkeit zur Prognose glücklicherweise viel zu schwach entwickelt, als dass sich vorhersehen ließe, wo unser Schwarmverhalten hinführen wird. Während die Rechenkapazität unserer Maschinen immer schneller zunimmt, entziehen sich unsere Zustände jedem Kalkül, das über ein paar Tage hinausreicht. Eindeutig ist nur, dass ihnen mit moralischen Erwägungen nicht beizukommen ist.

Dies ist die leicht gekürzte Fassung der Rede, die der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger zum Dank für den Frank-Schirmmacher-Preis am Mittwoch in Berlin gehalten hat.

Schwärmt ihr noch, oder denkt ihr schon?

Einzel ist der Mensch ganz erträglich, im Rudel weniger. Wieso man von „Schwarmintelligenz“ redet, ist mir deshalb schleierhaft. Wir sollten unsere Schwarmphase so bald wie möglich hinter uns lassen. Anmerkungen zu Mensch und Tier. Von Hans Magnus Enzensberger



Die Richtung ist eindeutig, aber es ist nicht unbedingt die richtige: Makrelen-Schwarm.

Foto Christopher Swann

gung, Hilfe, Asyl, Jobs und allerhand Papiere. Die Frage, ob ihre Wanderung legale oder illegale Formen annimmt, stellt sich Menschen auf der Flucht zuallerletzt.

Doch der Schwarmphase, an der jeder von uns teilhat, fallen keineswegs nur Notleidende anheim. Selbst ein Säulenheiliger, ein Clochard oder ein Trappist kann sich ihr kaum entziehen. Auch wer den Schwarm beschreibt, gehört dazu. Der Bewegungsrausch der Spezies macht sich auf jeder Skala geltend, und zwar auch bei den Reichen. Je vermögender jemand ist, desto ruheloser ist er auf der Suche nach Renditen, Wachstumssteigerungen, Marktanteilen unterwegs. An dieser kapitalgetriebenen Völkerwanderung nehmen aber nicht nur Milliardäre, Stars, hochkarätige Wissenschaftler, Sportler, Musiker und Kriminelle teil, sondern auch ganz gewöhnliche Angehörige der middle class. Zu den wichtigsten Wandergruppen gehört die hochgradig anpassungsfähige und flexible Schicht von Agenten, Schleppern, Schleusern, Maklern, Netzaboteuren, Drogen-, Waffen- und Menschenhändlern.

Allgemein kann man sagen, dass die Beweglichkeit der Spezies im 21. Jahrhundert pathologische Ausmaße erreicht hat. Auf allen Kontinenten werden Großflughäfen aus- oder neugebaut, weil die Zahl der Passagiere unaufhörlich zunimmt. Die Auftragsbücher der Hersteller von Linienmaschinen sind ausgebuht. Auch der Markt für Privatflugzeuge boomt, denn Manager und Investoren müssen dauernd unterwegs sein und ebenso wie die Politiker von einer Kabine in die nächste tau-

ern. Wer solche Ausflüge als groteske Übertreibung abtut, der vergisst, dass er meistens selbst einem anderen, noch viel größeren Schwarm angehört: dem der Touristen. Die Urlaubsreise nämlich gilt jedem auf der Welt, der sich zur Mittelklasse zählt, als selbstverständliches, unveräußerliches Menschenrecht. Aus Edinburgh wird gemeldet, dass die 500 000 Einwohner dieser Stadt es zur Zeit der Festspiele mit einer ebenso hohen Zahl von Gästen zu tun haben, die Tag und Nacht die Gassen, Parkplätze, Bars und Hinterzimmer blockieren. Das Münchner Oktoberfest verzeichnet beim Bierkampf mehr als sechs Millionen Besucher. Ein besonderer Fall ist das von den Venezianern fast völlig verlassene Venedig, dessen Häfen von riesigen Kreuzfahrtschiffen verstopft werden.

Ein anderen Schwarm stellt der alltägliche Stau in den Innenstädten und auf den Autobahnen dar. Die Paradoxie besteht darin, dass er stillsteht. Die Masse der Fahrenden sieht sich zu stundenlangem, unfreiwilliger Rast gezwungen, weil sich die Verkehrsadern in Parkplätzen verwandeln, deren Ende nicht abzusehen ist.

Insgesamt pflanzt sich dieses wie jedes Schwarmverhalten durch Ansteckung fort. Der Nachahmungstrieb nimmt dabei oft lächerliche und obscure Formen an. Von der Macht des Nachahmungstriebes zeugt jede beliebige Fußgängerzone. Die Allgegenwart von Mozartkugeln, gefälschten Uhren und entsetzlichen Souvenirs

es schwer, darüber zu urteilen, wie weit es mit der Schwarmintelligenz her ist, von der so viele schwärmen. Auf sie berufen sich nicht nur die „sozialen Medien“, die von wenigen Großkonzernen beherrscht sind und ihr Geld durch Reklame und durch den Verkauf ihrer Nutzerdaten verdienen. Doch vom Potential des Netzes leben nicht sie allein. Dort florieren auch die zahllosen Foren, NGOs, Oppositions-, Selbsthilfe- und Selbstverteidigungsgruppen, die sich überall gebildet haben, wo die Zensur nicht durchgreift.

Zugleich toben sich im Internet Schwärme von Fanatikern, Denunzianten, Paranoikern, Hasspredigern und Kriminellen aller Art aus. Das legt die Hypothese nahe, dass die berühmte Schwarmintelligenz samt ihren Usancen die Geistesverfassung des Menschengeschlechts ziemlich exakt widerspiegelt. Sie vertritt den Mob ebenso wie die Helden des Alltags und kennt auch in diesem Sinn keine Grenzen. Übrigens steigt mit den anwachsenden Schwärmen auch die Intensität der Überwachung durch die Geheimdienste, deren Mitarbeiter sich jeder Kontrolle entziehen. Auch die Zahl der Verbote und der Sperren nimmt zu. Ein eher harmloses Indiz dafür sind die Barrikaden, die Kommunikationunternehmen wie die Post, wie Telefonkonzerne und die Reklame- und Datenkraken Google, Facebook und Apple errichten, um jede Kommunikation mit ihren „Kunden“ zu unterbinden. Ihr Ziel ist die Unerreichbarkeit. Sogenannte Hotlines dienen ihnen als Stacheldraht. Nicht nur unverschämt, sondern bedroh-

Im Ernstfall sicherlich nie verkehrt: ein lichterloh brennendes Flammenschwert

Der Action-Schauspieler Vin Diesel hackt sich im Metzelfilm „The Last Witch Hunter“ durchs Drehbuchgestrüpp und nimmt Schauspielunterricht bei der jungen Rose Leslie

Filme, in denen der hochpopuläre amerikanische Testosteronbehälter Vin Diesel mitspielt, sollte man sich unbedingt in der Originalfassung ansehen, vor allem aber: anhören.

Seine bisherigen Schaffenshöhepunkte, die düstere „Riddick“-Reihe (von 2004 bis, vorerst, 2013), die vertrackte Maurice-G.-Dantec-Verfilmung „Babylon A.D.“ (2008), selbst die nervtötende Klamotte „Der Babyator“ (2005), sind im Originalton zwar keine Preziosen für die Programmkinofeinkostauslage, büßen synchronisiert aber einen ganz besonderen Charme ein, den sie tatsächlich haben – die Empfehlung, den Schauspieler Vin Diesel am besten von seiner Stimme her zu erleben, hat nichts mit dem Cineastendünkel von Leuten zu tun, die selbst hinterindische Dokudramen nur im urprünglichen Urdu mit Untertiteln auf Pidgin-Englisch ertragen, weil ihnen andernfalls feinste Abstufungen erstirker Schreie der Entrechteten entgehen. Nein, Vin Diesel verdient nur deshalb Muttersprachengehör, weil dieser breite, wasserdicht teflonversiegelte Action-Batzen eine der schönsten Basstimmen des ge-

genwärtigen Weltunterhaltungswesens besitzt; tiefer als die schwärzesten Sinnlöcher in David-Lynch-Erzeugnissen, voller als der Terminkalender von Wladimir Putin und selbstbewusster als der blanke Hintern von Miley Cyrus.

Der Mann könnte Kindern die Börsennachrichten als Gutenachtgeschichten vorlesen, und nach zwei Minuten säßen sie in wärmste Träume. Und wenn er wie in seinem neuesten schwerbewaffneten Panzerknallfrosch „The Last Witch Hunter“ obendrein ein brennendes Flammenschwert schwingt, damit die Kleinen nachts nicht von Hexen aus dem Bett geräubt werden, und in den ersten Filmszenen außerdem mit einem Zottelbart durchs Getümmel wischt, aus dem man ganze Bärenvölker stricken könnte, hat er sich endgültig den Ehrennamen „Märchenfigur“ erbrummt und erprügelt – kein Bilderbuchreise könnte anheimelnder sein.

„The Last Witch Hunter“ von Breck Eisner (berühmt für nichts, fast bekannt aus dem Fernsehen) ist unterhaltsam und typisch für das, was in Hollywood zwischen den saisonalen Superheldenbaustellen

derzeit so produziert wird – ein Fantasy-fetzer voll Feuer, Matsch, Blut und Computergulasch, in dem Dieselse schöne Stimme mit dem Tremolo wehmütiger Erinnerungen immer wieder andeuten darf, wie er als unfreiwillig Unsterblicher die letzten tausend Jahre rumgebracht hat, seit ihm Hexerei per Pest Frau und Nachkommenschaft geraubt hat. Zwischendurch schlägt und sticht er zu, falls sich das Drehbuch gegen seine Präsenz aufzulehnen wagt, und unterstützt seine Helferin, die Hexe Chloe, bei deren Selbstfindung.

Nach einer Weile hat er sie so weit, dass sie ihn liebt, Gefangene misshandelt und auch sonst alles tut, was die genretypische Moral namens „Weltuntergang? Nicht mit uns!“ von ihr fordert. Stabiler amerikanischer Schund also, bei dem man sich am besten nie überlegt, welche impliziten erzählerischen Voraussetzungen unter der Hand beziehungsweise Faust mitverkauft werden – hübsche Sachen wie die Idee, die mittelalterliche Hexenverfolgung sei vor allem nicht gründlich genug gewesen und man solle Feinde besser nicht einsperren sondern töten, wenn sie einer Blutgemeinschaft angehören, deren Ableger sich ir-

gendwann rächen könnten. Davon, dass man an derlei Anstoß nehmen könnte, bringt einen Rose Leslie mühelos ab; sie ist, Basstimme hin, Feuerklänge her, das mit Abstand Beste am neuesten Dieselve-

hikel. Neben ihrer entspannten Übung in high camp verblasst der ebenfalls anwesende ewige Hobbit Elijah Wood als halbes Hemd mit doppeltem Boden, und selbst der britische Altstar Michael Caine

Operndorfförderung

Preis für Christoph Schlingensiefel

Der 2010 gestorbene Theatermacher Christoph Schlingensiefel ist am Dienstag postum mit dem Konrad-Wolf-Preis 2015 der Berliner Akademie der Künste ausgezeichnet worden. Die 5000 Euro Preisgeld sollen dem von Schlingensiefel gegründeten Operndorf in Burkina Faso zugutekommen. Der Preis wurde von Aino Laberenz in Empfang genommen, der Witwe Christoph Schlingensiefs, die das Operndorf fortführt. Der Preis ist nach dem Filmregisseur und langjährigen Präsidenten der Akademie der Künste der DDR, Konrad Wolf (1925 bis 1982), benannt. In der Begründung der Jury hieß es, mit Schlingensiefel werde ein Filmkünstler geehrt, „der sich seinen autobiographischen Eigensinn und seine politische Unabhängigkeit nie austreiben ließ“. Seit dem Jahr 2008 arbeitete Schlingensiefel an der Idee für ein Operndorf in Afrika, einer kulturellen Begegnungs- und Experimentierstätte, in deren Grundschule inzwischen 250 Kinder eine schulische und künstlerische Ausbildung erhalten. epd

Selbstlose Hilfe

Ida Jauch postum geehrt

Die israelische Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem verleiht Ida Jauch postum die Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“. Ida Jauch versteckte Hans Rosenthal von 1943 an und rettete ihn so vor der nationalsozialistischen Verfolgung. Der später so erfolgreiche Moderator hatte zu diesem Zeitpunkt bereits seine gesamte Familie im Holocaust verloren. Am 26. Oktober wird an die selbstlose und riskante Hilfe der Berlinerin erinnert. Die israelische Botschaft in Berlin lädt zu einer Feierstunde mit Angehörigen von Ida Jauch und Hans Rosenthal in das Berliner Funkhaus von Deutschlandradio ein. Der Gesandte des Staates Israel, Avraham Nir-Feldklein, wird die Yad-Vashem-Medaille und Urkunde an Manfred Jahn als Vertreter der Familie der Geehrten überreichen. Hans Rosenthal (1925 bis 1987) prägte mehrere Jahrzehnte die Radio- und Fernseh-Unterhaltung in Deutschland. Im ehemaligen RIAS-Funkhaus moderierte Rosenthal viele Rate- und Unterhaltungssendungen. F.A.Z.

Geist von Fluxus

Münsteraner Preis an Künstlerduo

Die Berliner Künstlerinnen Alberta Niemann und Jenny Kropp, die unter dem Namen „Fort“ arbeiten, erhalten für ihre installativen Werke und performativen Interventionen den Cremer-Preis des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kultur in Münster. Die Auszeichnung, die an den Düsseldorfer Restaurator, Künstler und Sammler Siegfried Cremer (1929 bis 2015) erinnert, wird seit 2005 an junge Künstler verliehen, die im Geist von Fluxus und Nouveau Réalisme arbeiten. Sie ist mit dem Ankauf einer Arbeit sowie einer Studioausstellung verbunden, die Ende Januar eröffnet werden soll. aro.

Neu im Kino

A Perfect Day – Entwicklungshilfedrama um Wasserrechte.

Imagine Waking Up Tomorrow And All Music Has Disappeared – Dokumentation über Töne und Stille, die mit einem noch etwas längeren Titel auf Deutsch dann sogar „Stellen Sie sich vor, Sie erwachten morgen früh und alle Musik wäre verschwunden“ heißen hätte.

The Last Witch Hunter – Vin Diesel und Rose Leslie gegen Spuk und Trug. (Kritik auf dieser Seite.)

The Walk – Joseph Gordon-Levitt als Hochseilakrobat. (F.A.Z. von gestern.)



Wird's wohl weit bringen: Rose Leslie als Hexe Chloe

Foto Concorde Filmverleih

macht sich kaum bemerkbar, liegt allerdings auch während der Viertel der Gesamtspielzeit des Films als sein eigener Kadaver reglos auf der Pritsche – ein unwürdiger Zustand, aus dem ihn Held und Heldin schließlich erlösen.

Im Zusammenhang mit Leslie, die aus der nicht eben schlüssig motivierten Chloe-Figur so rollensicher das Frischeste herausholt wie zuvor aus Auftritten in der brillanten britischen Bioterror-Serie „Utopia“ sowie den Welterfolgen „Downton Abbey“ und „Game of Thrones“, wirkt Vin Diesel mehrfach, als sei er überrascht, dass ein Spitzentaleut wie sie ihn überhaupt als Spielpartner für voll nimmt. Er könne sich, sagt er einmal zu ihr, beim besten Willen nicht vorstellen, wovor sie je Angst haben könnte – sie antwortet lakonisch: „Public speaking“.

Stimmt, in aller Leinwandöffentlichkeit müssen Leute wie sie ihre Lehrjahre absolvieren, und dabei sollten sie alle ihre Launen ausprobieren dürfen – wie Kätzchen, aus denen Tiger werden sollen. Eine bessere Kratzposten als Diesel hätte Rose Leslie dafür nicht finden können. DIETMAR DATH